

KATHOLIKEN

Der Erschöpfte

Endzeitstimmung im Vatikan: Papst Benedikt XVI. wirkt müde und unfähig zur Initiative. Hinter seinem Rücken arbeiten Kardinäle schon an der Nachfolge. Die Affäre „Vatileaks“ zeigt ein Kirchen-Schiff, das aus dem Ruder läuft.



Endlich Klarheit. Endlich hat der Heilige Stuhl für Aufklärung gesorgt und das Dokument für alle zugänglich gemacht: eine Handreichung zur Überprüfung der Echtheit von Marien-Erscheinungen.

Jetzt wird alles einfacher. Die Weltkirche hat einen Schritt nach vorn getan.

Diese „breaking news“ aus der Glaubenskongregation zeigen, mit welchen Fragen sich der Vatikan beschäftigt und in welchem Kosmos mancher dort lebt. Eine Welt, in der die amtskirchliche Prüfung von Muttergottes-Visionen sorgsam geregelt wird, aber Kurienkardinäle jenseits aller Kontrollen regieren und die Privatkorrespondenz des Papstes in den Schubladen eines Kammerdieners auftaucht.

Dabei ist es eine ganz andere Marien-Erscheinung, die den Vatikan und mit ihm die katholische Kirche in eine neue Krise gerissen hat, deren Ende und Auswirkungen nur zu erahnen sind: das Auftreten einer Quelle im Innersten des Kirchenreichs, einer Verschwörung gar gegen den Papst, eines Lecks mit dem Decknamen „Maria“.

Seit Ende Mai sitzt der päpstliche Kammerdiener Paolo Gabriele in einer 35 Quadratmeter großen Arrestzelle des Vatikans – ohne Fernseher, aber mit Fenster. Er soll als „Maria“ Faxe und Briefe aus den Privatgemächern des Papstes geschmuggelt haben, in wessen Auftrag auch immer.

Doch das Leck ist noch nicht gestopft. Trotz Gabrieles Festnahme gelangten auch vorige Woche Dokumente an die Öffentlichkeit, die vor allem zwei engen Vertrauten von Papst Benedikt XVI. schaden sollen: seinem Privatsekretär Georg Gänswein und Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone, dem Regierungschef des Kirchenstaats. Wenn die nicht „aus dem Vatikan gejagt“ würden, hieß es in einem Schreiben, würden „Hunderte“ weitere Geheimdokumente veröffentlicht. „Das ist Erpressung, so etwas wie die Drohung mit dem totalen Krieg“, sagt der Vatikanexperte Marco Politi.

Die Angst geht um in der Kurie, die Stimmung war selten so miserabel. Es ist, als hätte man in ein Bienennest gestochen, überall sind hektisch herumeilende Purpurträger zu sehen, die Korrespondenzen

IMAGO

Religionsführer Ratzinger: „Jetzt beginnt der letzte Abschnitt meines Lebens“

kontrollieren, die einander nicht mehr über den Weg trauen, die nicht mehr ihr Telefon benutzen.

Es hat im verflixten siebten Jahr des Pontifikats Benedikts XVI. begonnen. Und unübersehbar sind die Parallelen zur Spätzeit von Johannes Paul II. Dieselben Klagen über mangelnde Führung, über inneren Zwist, der nach draußen, vor die Vatikan-Mauern getragen wird, über einen erschöpften Papst, der seiner Macht nichts mehr abgewinnen mag.

Joseph Ratzinger ist im April 85 Jahre alt geworden. Damit ist er der älteste Papst seit 109 Jahren und einer der sehr wenigen überhaupt, die in derart biblischem Alter dieses „ungeheuerliche“ (Benedikt XVI.) Amt je ausgeübt haben.

Gewiss ist er immer noch beidenswert fit, geistig und geistlich, besonders im Vergleich zu seinem Vorgänger in den späten Jahren. Doch es ist unüberhörbar, um wie viel schwerer als zu Beginn seines Amtes Benedikt das Sprechen inzwischen fällt, und kaum zu übersehen, dass die Bewegungen steif und vorsichtig geworden sind.

Einem Besucher sagte er neulich, sein altes Klavier stehe meist unbenutzt herum. Wer spielt, der muss auch üben, da fehle ihm die Zeit, er schreibe lieber am letzten Teil seiner Jesusreihe. Die will er noch abschließen vor seinem Tod.

Es ist dieser Tage nicht schwer, Geistliche im Vatikan zu finden, die reden wollen – sofern es anonym geschieht. Der Monsignore, der eines Abends seinen Weg in ein Restaurant nahe der Piazza Santa Maria in Trastevere findet, hat in der Glaubenskongregation jahrelang eng mit Ratzinger zusammengearbeitet. Noch bevor der Kellner Wasser und Wein serviert, kommt sein Urteil über Ratzingers Pontifikat: „Der Papst füllt sein Amt nicht aus!“ Nicht er habe seinen Laden im Griff, sondern der Laden ihn.

Die Niederungen des Alltags im Vatikan interessierten den Kirchenführer nicht. Schon sein Vorgänger habe die Kurie vernachlässigt. Der polnische Papst sei gereist, sein deutscher Nachfolger grüble am liebsten über Büchern und schreibe seine Reden. „Er packt es einfach nicht an.“ Im Grunde, so der Monsignore, stehe der Papst in Rom einer anderen, von ihm nicht beherrschten Macht gegenüber.

Der Vatikan sei zwar katholisch, aber auch zu zwei Dritteln italienisch, den Mitarbeitern und ihrer Verwaltung sei es am Ende egal, wer unter ihnen die Kirche

führt. Selbst wenn einer hier schon Jahrzehnte lebe: „Der Vatikan ist ein Wollknäuel, das sich kaum entwirren lässt. Auch nicht von einem Papst.“

Als Johannes Paul II. im April 2005 starb, war die Kurie in desolatem Zustand. In seinen letzten, von Krankheit gezeichneten Lebensjahren waren Vorgänge und Personalentscheidungen aufgeschoben worden. Vom neuen Pontifex erwartete man, endlich die Schreibtische leerräumen und der römischen Kurie, diesem Zentralrechner der Weltkirche, einen Neustart zu verpassen.



Mitglieder der Kurie im Vatikan: Neid, Rache, Missgunst

Doch die Reform ist weitgehend ausgeblieben. Alle wichtigen Posten sind weiterhin mit Priestern besetzt, einschließlich des Laienrats und des Rats für die Familie. Die einzige Frau in einer höheren Position, die Britin Lesley-Anne Knight, wurde 2011 als Generalsekretärin des Caritas-Dachverbands weggemobbt, weil sie offen gegen die Männerseilschaften auftrat.

Vermutlich ist eine „Kurienreform“ ein Widerspruch in sich. Ein hierarchisches, im Kern mittelalterliches Organisationsmodell verträgt sich nicht mit modernem Management. Der Vatikan ist ein anachronistisches, wenn auch erstaunlich zählebiges System, in dem Hackordnun-

gen und ein absurder Hang zu Geheimniskrämerei und Intrigen vorherrschen. „Es zählt einzig die Nähe zum Monarchen“, sagt der Mitarbeiter eines Kardinals. Rom funktioniert wie ein absolutistischer Hof, in dem nicht Gremien entscheiden, sondern Einflüsterer. „Hier sind viele eitle Männer, in hoher Konkurrenz untereinander.“

Wer hat wie lange mit wem gesprochen? Und worüber? Wer geht mit wem in die Frühmesse, wer lädt wen zum Essen ein? Wer ist in, wer ist out? Wer gehört dazu, wer nicht, wer steigt auf, wer steigt ab in der Gunst? „Diese Stimmung fördert Gefühle von Ausgrenzung, Benachteiligung, Neid, Rache und Missgunst“ – all das, was jetzt in den Vitaleaks-Dokumenten nachzulesen ist.

Vor allem Papstsekretär Gänswein hat sich viele Feinde gemacht, weil er als Türsteher des Papstes beeinflussen kann, wem die allerhöchste Gunst erteilt oder verwehrt wird und welche Vorgänge, welche Themen die Aufmerksamkeit des Stellvertreters Jesu beanspruchen dürfen. Das sorgt wahlweise für Furcht, Eifersucht oder Spott in den Gängen des Apostolischen Palastes. Als Gänswein sich vergangenen September in der Berliner Nuntiatur einen ganzen Abend lang entspannt mit deutschen Klerikern unterhalten konnte, kam es ihm wie ein Wunder vor: Das kannte er nicht aus Rom.

Der Vatikan zerfällt in Dutzende konkurrierende Interessengruppen. Einst gab es die Jesuiten, die Benediktiner, die Franziskaner und andere Orden, die um Ansehen und Einfluss am vatikanischen Hofe rangen. Doch deren Zeit ist vorbei, ihren Platz nehmen nun vor allem die sogenannten neuen geistlichen Gemeinschaften ein, die auf den großen Papstmessen die Jubler stellen: die Neokatechumenen, die Legionäre Christi oder die Traditionalisten von den Pius- bis zu den Petrusbrüdern. Ganz zu schweigen vom weltweiten Netzwerk der „Santa Mafia“, des Opus Dei.

Sie alle haben ihre offenen oder versteckten Agenten in und um den Vatikan, ihre Immobilien, Universitäten, Institute oder Bildungsstätten in Rom. Dieser und jener Kardinal oder Bischof am Hofe vertritt ihre Interessen, oft ohne offizielles, also erkennbares Mandat. Jeder gegen jeden und Gott mit uns allen.

Womöglich kennt Benedikt XVI. seinen Laden einfach zu gut, um sich an einer Reform ernsthaft zu versuchen: „Als Papst zeigte dieser Veteran der Kurie

buchstäblich null Interesse daran, die römische Kurie auch zu führen“, bilanziert sein Biograf John L. Allen.

Vor diesem Hintergrund spielt die aktuelle Affäre. Die Enthüllungen um die Geheimdokumente aus dem Vatikan, von Papstprediger Padre Federico Lombardi höchstselbst „Vatileaks“ getauft, nahmen ihren Lauf vor gut vier Monaten, sie lasen einen Sumpf aus Korruption und Rufmordkampagnen erahnen, ein Komplott, das sich wohl kaum auf den augenscheinlichen Diebstahl eines Kammerdieners beschränkt.

Zentrale Figur ist Kurienbischof Carlo Maria Viganò, der vom Papst im Juli 2009 beauftragt worden war, in der Verwaltungsbehörde des Vatikans aufzuräumen. Der übereifrige Jurist sparte gewissenhaft, bei Bauaufträgen, Immobilien und der Gartenverwaltung. In einem Brief an Bertone lieferte er Zahlen: Für den zuvor um 7,8 Millionen Euro defizitären Haushalt habe er innerhalb eines Jahres ein Plus von 34,5 Millionen Euro erwirtschaftet, weil er alte Seilschaften aufkündigte, die „an immer gleiche Firmen Aufträge vergaben“, zu doppelt so hohen Preisen wie außerhalb des Vatikans üblich. Mit seinem Kampf gegen Amtsmissbrauch und Verschwendung machte er sich unbeliebt (SPIEGEL 20/2012).

Nach nur 27 Monaten wurde er aus dem Amt bugsiert, seit Oktober 2011 ist er Apostolischer Nuntius in Washington, weit weg vom Vatikan, er empfand seine Versetzung als Strafe. In einem Protestbrief an Benedikt zeichnete er ein schonungsloses Bild der Kurie: „Das Reich ist zersplittert in viele kleine Feudalstaaten, jeder kämpft gegen jeden.“ Es herrschten „desaströse Zustände“, die, noch schlimmer, der gesamten Kurie „wohlbekannt“ seien.

Mitten in der Vatileaks-Affäre wurden auch die Hintergründe eines weiteren Rauswurfs bekannt: Ettore Gotti Tedeschi, bis kurz vor Pfingsten Chef der Vatikanbank, musste offenbar gehen, weil er dem skandalumwitterten Institut etwas Transparenz verordnen wollte. Sein Ziel war es, die Bank, bei der schon Mafia-Paten ihr Geld geparkt hatten, fit zu machen für die weiße Liste sauberer Organisationen der OECD. Rom sollte endlich Transaktionen offenlegen, die internationalen Standards zur Bekämpfung der Geldwäsche entsprachen. Er scheiterte.

Den Fall des Bankers halten Beobachter für den eigentlichen Kern der Affäre, ein Machtkampf um die Kontrolle der vatikanischen Finanzen. Deshalb wohl wurde Gotti Tedeschi jetzt brutal abserviert. Der Aufsichtsrat der Bank lieferte aberwitzige Begründungen: Exzentrisch und

unberechenbar soll der Professor für Wirtschaftsethik gewesen sein sowie auffällig durch Abwesenheit.

Als sicher gilt zumindest, dass Gotti Tedeschi im Kampf gegen Kardinalstaatssekretär Bertone unterlegen war. Dem zweiten Mann nach Benedikt wollte es wohl nicht gefallen, dass neue Richtlinien den Vatikan-Schatz schmälern könnten.

Es wäre zu einfach, all dies als Konflikt zwischen Reformern und Bewahrern zu verstehen. Es geht um die Sklerose der Kirche, es geht um ein Problem, das einen Namen hat: Benedikt XVI.



Papstgegner in Berlin 2011: Reformstau in der Kirche

Die alte Garde im Vatikan, das Lager um die italienischen Kardinäle, glaubte, mit Ratzinger einen Papst für den Übergang gefunden zu haben. Doch nun ist der Übergang im achten Jahr, und die Kurie steht in etwa da, wo sie in der Endzeit des Polen auch schon stand: Niemand ist in Sicht, der mit fester Hand das Ruder greift.

Benedikt XVI. umgibt sich mit langjährigen Weggefährten, an die er beträchtliche Macht abgab. Bertone wurde vorbei an allen Cliquen ins Amt beordert. Er und Gänswein, in Rom wegen seiner südwestdeutschen Herkunft als „Schwarzwald-Adonis“ bekannt, sind vielen Kurienkardinalen zu mächtig und zu autonom geworden. Ihnen vor allen gilt die Attacke unter dem Deckmantel „Maria“.

Die Kardinäle aus Italiens Provinzen haben gemerkt, wie ihnen der Zugriff auf die Weltkirche entrückt. Bertone ist zwar Italiener, bevorzugt jedoch seine Ordensbrüder, die Salesianer. Er hob sie in Schlüsselpositionen, schlug sie als Kardinäle vor. Der 77-jährige Fußballfreund gilt zudem als schlechter Manager und ungeschickter Diplomat. Schon im Sommer 2009 soll eine Delegation von Kardinälen vom Papst die Ablösung Bertones verlangt haben.

Doch der Regierungschef kann kaum die einzige Zielscheibe der Attacken von „Maria“ sein. Denn er wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch ein gutes

halbes Jahr im Amt geblieben und der Platz damit ohnehin frei für einen Nachfolger. „Maria“ zielt höher.

Die katholische Kirche hat ein Führungsproblem im Zentrum ihres barocken Hofstaats. Die öffentlich gewordenen Dokumente schaden am Ende Benedikt selbst, die Affäre beschädigt auch grundsätzlich das Amt. Mit jedem Tag, an dem über die wahren Drahtzieher gerätselt wird, festigt sich der Eindruck eines schwierigen Pontifikats, eines geschwächten Papstes, der das Heft nicht in der Hand hat.

Ratzinger konnte es selbst lange Zeit kaum fassen, plötzlich Oberhaupt aller Katholiken zu sein. Gut einen Monat nach seiner Wahl, am 24. Mai 2005, besuchte er noch einmal jenen Ort im Vatikan, an dem für ihn so vieles begonnen hatte. Das Priesterseminar im Campo Santo Teutonico, jener grünen Insel im strengen Kirchenstaat, gleich neben der Sakristei des Petersdoms.

Hier hatte er während des Zweiten Vatikanischen Konzils gewohnt und 1982, als er von München nach Rom kam: „In einem Zimmer nur mit dem Nötigsten um mich herum, um wieder von vorn und frisch zu beginnen.“ Der Gemeinschaft des

Priesterkollegs hielt Ratzinger die Treue bis zur Papstwahl. Jahrzehntlang las er dort jeden Donnerstag um sieben Uhr früh einen Gottesdienst, teilte sich oft mit Studenten den Tisch im Speisesaal, diskutierte mit ihnen und kam zur Weihnachtsfeier ins Kaminzimmer. Ein Rückzugsort von seinem Amt als Glaubenswächter, ein Stück Familiensatz.

Die gut einstündige Visite Ende Mai 2005 blieb bis heute sein letzter Besuch. Zum Abschied trug Ratzinger sich ins Gästebuch ein. „Benedikt XVI“, schrieb er, mit etwas Abstand kritzelte er noch klein dahinter: „Papst“ – im ersten Anlauf mit kleinem p geschrieben.

Keiner seiner Vorgänger hat jemals so unterschrieben, und auch Benedikt sollte es nie wieder tun. Es war wie eine Selbstvergewisserung: Mein Gott, ich bin Papst!

Ratzinger fühlte sich unwohl mit der Macht, die er hatte. Auch deswegen ließ er ab von durchgreifenden Umbauten im System. Lieber vertraute er seinen Mitarbeitern.

Benedikt braucht nicht den Vatikan, er braucht eine kleine Familie. Die ist ihm heilig, die hat er immer wieder gesucht, sein Leben lang, seitdem er seine eigene Familie über die Jahre verlor – bis auf seinen älteren Bruder Georg. Sein Vater Joseph starb 1959, seine Mutter Maria 1963, seine Schwester Maria führte ihm rund 30 Jahre lang den Haushalt, auch in Rom, bis zu ihrem Tod 1991. Mit jedem

Machtkampf im Vatikan

Schlüsselfiguren der Affäre um gestohlene Papst-Dokumente

FRANCO ORGLIA / GETTY IMAGES; PAOLO TRE A3 / LAIF; DAVID FERNANDEZ / DPA

Der Privatsekretär

„George Clooney des Vatikans“ nennen italienische Medien den gutaussehenden **Georg Gänswein**. Seine Nähe zum Papst und der damit verbundene Einfluss rufen in der Vatikan-Hierarchie Neid und Missgunst hervor. Der Zeitung „La Repubblica“ wurden Briefe Gänsweins mit angeblich kompromittierendem Inhalt zugespielt.

Der Kammerdiener

Paolo Gabriele soll vom päpstlichen Schreibtisch vertrauliche Unterlagen gestohlen und dann weitergegeben haben. Er sitzt derzeit in Haft. Noch ist unklar, wer die Komplizen und Hintermänner sind.

Der Vatikanbank-Manager

Ettore Gotti Tedeschi übernahm 2009 die Leitung der Vatikanbank, um das von Skandalen erschütterte Institut zu sanieren. Am 24. Mai musste der Manager gehen. Im Vorfeld der Entlassung soll es heftige Auseinandersetzungen innerhalb der Kurie gegeben haben.

„Ich schweige lieber. Sonst hätte ich nur hässliche Worte zu sagen.“



Papst Benedikt XVI.

Viele trauen ihm nicht mehr zu, die chaotischen Verhältnisse im Vatikan ordnen zu können. Der Kirchenführer lässt nur noch wenige Vertraute an sich heran.



erteilt Richtlinien

arbeitet dem Papst zu

Der Vatikanbank-Manager

Ettore Gotti Tedeschi übernahm 2009 die Leitung der Vatikanbank, um das von Skandalen erschütterte Institut zu sanieren. Am 24. Mai musste der Manager gehen. Im Vorfeld der Entlassung soll es heftige Auseinandersetzungen innerhalb der Kurie gegeben haben.



Aufsicht

Der Kardinalstaatssekretär

Tarcisio Bertone ist nach dem Papst der zweite Mann im Vatikan. Nicht erst seit der jüngsten Entlassung des Vatikanbank-Chefs steht Bertone in der Kritik. Im Diebstahl der Unterlagen sieht er „organisierte Angriffe“ auf den Papst. Viele glauben aber, dass die Indiskretionen gegen Bertone persönlich gerichtet sind.



„Attacken hat es immer gegeben. Aber diese sind gezielter, manchmal auch grausam, verleumderisch und organisiert.“

Tod, schrieb er in seinen Erinnerungen, „ist die Welt für mich ein Stück leerer geworden“.

Für Ratzinger ist das alles bis heute nicht erledigt. Beim Weltfamilientreffen in Mailand gab er zu Fragen der Familie Antwort. Frei und ohne Manuskript. „Hallo, lieber Papst“, begrüßte ihn eine Siebenjährige. „Ich bin Cat Tien, komme aus Vietnam. Ich würde gern etwas über deine Familie wissen und darüber, wie es war, als du so klein warst wie ich.“ Und der 85-jährige Benedikt antwortete: „Um die Wahrheit zu sagen, ich stelle mir vor, dass es im Paradies so sein wird, wie es in meiner Jugend war. In dieser Umgebung des Vertrauens, der Freude und der Liebe waren wir glücklich, und ich glaube, dass es im Paradies ähnlich sein muss wie in meiner Kindheit.“

Immer wieder versuchte er, sich diese „Umgebung des Vertrauens“ herzustellen. Immer wieder wurde sie beschädigt. Als Ratzinger 2005 in die Papstwohnung einzog, musste er auch von einem Tag auf den anderen auf eine langjährige Vertraute verzichten. Ingrid Stampa, seine Haushälterin in Nachfolge von Schwester Maria, durfte nicht mitkommen. Sie war im Hofstaat in Ungnade gefallen, weil sie sich einmal am Papstfenster zum Petersplatz zeigte und in die Menge winkte – ein unverzeihlicher Fauxpas.

Stattdessen zogen vier Laienschwestern der Gemeinschaft *Memoris Domini* mit ihm ein, Loredana, Cristina, Manuela

und Carmela. Fünf Jahre lang umsorgten sie ihn, besuchten jeden Morgen seine Andacht, feierten Weihnachten und Namenstag mit ihm und nahmen gemeinsam die Mahlzeiten ein.

Dann wurde eine von ihnen, Manuela Camagni, 2010 bei einem Verkehrsunfall getötet. Papst Benedikt war erschüttert, er kniete vor ihrem Sarg, hielt eine Andacht für die Tote und sprach von „unvergesslichen familiären Momenten“, die er mit ihr erleben durfte.

Mit dem Verrat des Kammerdieners, der ihm von früh bis spät zur Seite stand, ist die kleine Welt des Joseph Ratzinger nun wieder aus den Fugen geraten.

Die Bilanz von sieben Jahren Benedikt XVI. ist gemessen an den Erwartungen eher bescheiden. Der Deutsche wird weniger als Kämpfer um die Einheit der Kirche in Erinnerung bleiben, als der er antrat, sondern als ein Opfer der Verhältnisse, der zersplitterten, konkurrierenden Fraktionen, ein von Affären, Versehen, Ausrutschern geplagter Pontifex. Er hat Mauern sogar wieder errichtet, die längst geschleift schienen. Es waren Jahre der fortwährenden Entschuldigungen, der fortwährenden angeblichen oder tatsächlichen Missverständnisse.

Er hat die Protestanten vergrätzt, denen er abspricht, Kirche im eigentlichen Sinne zu sein. Er hat die Muslime mit ungeschickten Worten in Regensburg vor den Kopf gestoßen und zugleich die Juden beleidigt, indem er in die Karfreitags-

liturgie die Bitte um deren Bekehrung wieder einfügte.

Und er hat nicht zuletzt seine Kirche durch die Anbiederung an die Traditionalisten der Pius-Bruderschaft vor den Kopf gestoßen, die das Zweite Vatikanische Reformkonzil ablehnt. So hat sich der Reformstau in der Kirche, der sich schon unter dem konservativen Vorgänger Johannes Paul II. aufgebaut hatte, unter Benedikt noch verschlimmert. Der Katholikentag in Mannheim mit seinen 80 000 Teilnehmern war im Mai deshalb ein einziger Aufschrei nach Veränderung in der Kirche.

Die Erfahrung, dass ein Papst Deutsch spricht, gar ein bayerisch modulierte, hat auf die Deutschen keinen bleibenden Eindruck gemacht. Der „Benedikt-Effekt“, den manch ein Neubekehrter in den Feuilletons schon spürte, ist schnell verpufft, wenn es ihn überhaupt je gegeben hat. Seit „wir“ Papst wurden, hat sich die Zahl der Kirchnaustritte in Deutschland mehr als verdoppelt. Am höchsten war sie zuletzt in Ratzingers ehemaligem Bistum München und Freising. Gerade einmal 30 Prozent der Deutschen sind heute noch katholisch.

Die oft in Talkshows von Jubelkatholiken erhobene Behauptung, all dies sei ein deutsches oder europäisches Problem und Gejammer, anderswo gehe es der Kirche besser, stimmt nicht einmal im urkatholischen Lateinamerika, dort hat sich die Zahl der Katholiken rasant reduziert.

DER SPIEGEL



SESTINI/POLIZIA DI STATO / EIDON / PICTURE ALLIANCE / DPA

Vatikanstadt in Rom: „Jeder kämpft gegen jeden“

Die dortigen Evangelikalen vermehren sich hingegen wie die Brote in Kanaan.

Der Mensch Ratzinger konnte diese sieben Jahre nur durchhalten, weil er sich kleine Fluchten offenhielt. Neben dem Tagesgeschäft schrieb er Bücher und Enzykliken zur christlichen Liebe („Deus caritas est“) oder zur Hoffnung („Spe salvi“).

Manche Texte wurden Bestseller, auch im hoffnungslos verweltlichten Deutschland. Es ist diesem Papst gelungen, die säkulare Welt wieder auf den Vatikan aufmerksam zu machen. In den Feuilletons sind seine Enzykliken, ist sein Nachdenken über Vernunft und Glauben, seine Kritik des Relativismus aller Werte intensiv verfolgt worden. Hier war ein Pontifex, der mit dem Zeitgeist auf Augenhöhe war.

Der Papst aus Deutschland hat zwar viele Erwartungen enttäuscht – oft allerdings auch zum Guten der Kirche. „Das Christentum, der Katholizismus ist nicht eine Ansammlung von Verboten, sondern eine positive Option“, sagte Benedikt vor seiner Bayern-Reise 2006. Er steht zwar zur Dogmatik und zur reinen Lehre, versucht aber, niemanden vor den Kopf zu stoßen, was ihm nicht immer gelingt. Inzwischen wirkt der Papst bei seinen Auftritten schon so milde wie die Queen. Er versteht es, auch ohne spektakuläre Gesten eine Menschenmenge für sich einzunehmen. In Auschwitz traf er Überlebende, in den USA Missbrauchsopfer, in Kamerun Aidskranke.

Benedikt wusste besser als andere, wie es um den Zustand der real existierenden Kirche bestellt, wie weit sie von seinem Ideal entfernt ist. Er scheiterte immer wieder auch an der Kurie. Womöglich ist die eigentliche Bilanz der sieben Jahre die Erfahrung der Machtlosigkeit eines Papstes.

Er wollte nur ein „Arbeiter im Weinberg des Herrn“ sein, ein „Mitarbeiter der Wahrheit“. Jetzt steht Benedikt XVI. vor der Wahrheit der Endlichkeit. Seit längerem sei er von Phasen „tiefer Traurigkeit erfasst“, sagt einer, der ihm nahesteht. Ob es sich nur um Schwermut oder schon um eine Depression handele, sei offen.

Anfang der neunziger Jahre hatte Ratzinger zwei leichte Schlaganfälle überstanden. Sein Vater war daran gestorben, ebenso seine Schwester. Zur Vorbeugung nimmt der Papst Aspirin. In den Knien, vor allem im rechten, plagt ihn Arthrose. Das Laufen fällt ihm schwerer. Benedikt benutzt daher eine rollbare Plattform, die er beim Einzug in den Petersdom besteigt, etwa wenn er schwere Messgewänder trägt.

Seit 2010 fährt er nicht mehr wie früher in die Berge zum Urlaub. Manchmal geht er mit seinem Sekretär ein paar Schritte in den vatikanischen Gärten und betet dort den Rosenkranz.

In der Kurie und den Hinterzimmern der einschlägigen Palazzi wird bereits an der Nachfolge gearbeitet. Es werden die Zahlenverhältnisse eines etwaigen Konklaves analysiert und Kandidaten diskutiert – wie schon vor sieben Jahren. Ein Pius XIII. müsste es sein, ein Machtpolitiker mit Stallgeruch, berechnend und berechenbar. Oder einer wie Paul VI., der sich um die Interessen der Kurie kümmerte. Der Name des Mailänders Kardinals Angelo Scola fällt ebenso wie der von Leonardo Sandri, einem Italoargentinier, und der von Kurienkardinal Gianfranco Ravasi, Chef des Päpstlichen Kulturrats, der es als einer von wenigen versteht, mit Medien, Politik und Öffentlichkeit umzugehen.

Den größten Block in einem Konklave bilden mit 30 Wahlberechtigten immer

noch die Italiener. Mancher glaubt, nach mehr als 33 Jahren Fremdherrschaft durch einen Polen und einen Deutschen sei es höchste Zeit für einen Einheimischen als Papst, schließlich kenne ein italienischer Kardinal die römische Kurie am besten. Doch seit Vatileaks sieht es schlecht damit aus, glaubt Marco Politi: „Wenn der Skandal eines offenbart hat, dann einen typischen italienischen Schlammassel. Italiener gelten nicht mehr als papabile, mit ihrem Machtkampf haben sie sich selbst diskreditiert.“

Benedikt selbst ist klar, dass er nicht mehr viel Zeit hat. „Jetzt beginnt ja der letzte Abschnitt meines Lebens“, sagte er zu seinen Geburtstagsgästen im April.

Seine Pläne reichen kaum bis ins nächste Jahr, zum katholischen Weltjugendtreffen in Rio de Janeiro. Ganz oben auf der Agenda steht in den kommenden Wochen die Überwindung des Bruchs mit der Priesterbruderschaft, verbunden mit seiner Mahnung an miteinander streitende Gruppen in der Kirche zu gegenseitigem Respekt. Mit dem in seiner Kirche entbrannten Streit um die Bewertung des Zweiten Vatikanischen Konzils, das vor 50 Jahren begonnen hatte, erlebt der Papst derzeit eine Rückkehr zu seiner eigenen Vergangenheit.

Findet der damals aufgeschlossene, dann konservative Seelsorger zum Lebensende die Kraft zur Versöhnung? Für einen Ausgleich zwischen Tradition und Moderne unter den 1,2 Milliarden Katholiken?

„Darin hatte Stalin schon recht“, sagte Benedikt in dem Gesprächsband „Licht der Welt“, „dass der Papst keine Divisionen hat und nicht gebieten kann. Er hat auch kein großes Unternehmen, in dem gleichsam alle Gläubigen der Kirche seine Angestellten oder seine Untertanen wären. Insofern ist der Papst einerseits ein ganz ohnmächtiger Mensch. Andererseits steht er in einer großen Verantwortung.“

Benedikt hat sich immer als lehrenden, nicht als regierenden Pontifex verstanden. In die Annalen der Kirchengeschichte wird der Professorpapst aus Markt am Inn gewiss nicht als Benedikt der Große eingehen.

Dafür aber als ein Kirchenführer mit menschlichem Antlitz, der sich selbst, dem Theologen, treu geblieben ist und darüber die Macht in den eigenen vier Wänden vernachlässigt hat.

Ein Papst eben mit kleinem p.

FIONA EHLERS, ALEXANDER SMOLTczyk, PETER WENSIERSKI



Video:
Das Medien-Misstrauen im Vatikan

Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.